

Neuro-Imagination

Die phänomenale Welt im neurowissenschaftlichen und literarischen Diskurs

Autorin: *Prof. Dr. Monika Fick, Veranstalterin, und Mitarbeitern /*

Projekt: *Neuro-Imagination. Die phänomenale Welt im neurowissenschaftlichen
und literarischen Diskurs / Art der Projektes: Rundgespräch, Aachen*

19. bis 22. Oktober 2006

In Ian McEwans erfolgreichem Roman *Saturday* (2005) – die deutsche Übersetzung erschien als Fortsetzungsroman in der FAZ – fragt sich der Neurochirurg Perowne, dessen literarisch ambitionierte Tochter ihn zur Lektüre der großen psychologischen Romane des späten 19. Jahrhunderts anhält, wozu fiktionale Welten und fiktive Innenwelten gut sein sollen. Er, ein dezidierter Befürworter der Gleichung Geist=Gehirn, halte sich lieber an die neurowissenschaftliche Erklärung der psychischen Vorstellungen als an ihre beliebig-unverbindliche Verdopplung im Erzählen. – McEwans Roman veranschaulicht exakt die Problemstellung der Tagung. Gegenstand des Rundgesprächs sind die Verflechtungen zwischen Neurowissenschaft und Literatur in der Moderne des frühen 20. Jahrhunderts und der Gegenwart. Zentral ist dabei die Frage: Entfalten literarische Darstellungen eine eigene Erkenntnis? Oder ist die Spaltung zwischen phänomenaler Welt (d.i. mentaler Welt, der „Welt im Kopf“), die dann nur eine Illusion ist, und realem Gehirn das letzte Wort? Lässt sich das Imaginative und Imaginäre auf eine Realitätserfahrung beziehen? Wenn ja, dann muss der Realitätsbegriff anders gefasst werden, als Perowne dies tut, für den „real“ die Welt der (Natur-)wissenschaft ist.

An der Tagung wirkten neben Neurowissenschaftlern und Literaturwissenschaftlern Vertreter der Philosophie, Wissenschaftsgeschichte, Psychiatrie und Psychoanalyse sowie der Theologie mit. Folgende Ergebnisse zeichneten sich ab: Die „Neuro-Theologie“, die das aktuelle Wissen über das Gehirn integriert, arbeitet an einem umfassenderen Realitätsbegriff; ebenso enthält ein von Lacan inspirierter psychoanalytischer Ansatz Hinweise darauf. In ihm gewinnt darüber hinaus die Frage nach den Konstruktionen von Wirklichkeit und dem Subjekt dieser Konstruktionen zentrale Bedeutung. Aus literaturwissenschaftlicher Perspektive erweist sich die lange Erfahrung mit der Einheit von Konstruktion (Machart von Texten) und (fiktionalem) Inhalt als potentiell fruchtbar für die Erarbeitung einer strukturellen Basis. Denn hier tritt eine Spannung auf, die der üblichen Rede vom „Konstruktcharakter“ der Wirklichkeit abhandeln gekommen ist: Die (zirkuläre) Einheit von Darstellung(sweise) und Dargestelltem erhebt in der Kunst den Anspruch auf Notwendigkeit. Damit referiert die fiktionale Wirklichkeit (die Einheit von Inhaltlichem und Formalem) auf etwas, das unverfügbar ist. Auf der Seite der (Neuro-)linguistik wird allerdings die Forderung nach einer rein formalen Sprache erhoben, welche die Funktionsweise literarischer Texte ohne den Rekurs auf inhaltliche Momente erklären und zugleich Modelle für mögliche sprachlich-mentale Komplexität entwickeln sollte, was von der Hirnforschung allein nicht geleistet werden könne. Insgesamt liegt die größte Schwierigkeit des interdisziplinären „Neuro-Dialogs“ in der Erarbeitung eines gemeinsamen, grenzüberschreitenden Vokabulars, in welchem das Leib-Geist-Verhältnis ohne Reduktionismus und ohne Verunklärungen aufgehoben sein müsste.

1. Referentenkreis

Leider sagten sehr knapp vor der Tagung noch mehrere Referenten ihre Teilnahme ab; zwar waren immer noch alle anvisierten Disziplinen vertreten, doch sind dadurch einige Lücken in das Programm gerissen worden, was die historische Perspektive anbelangt.

2. Fragestellung

Literatur war schon immer ein Medium, in dem wissenschaftliche Forschung am Menschen und gesellschaftlich wirksame Menschenbilder reflektiert wurden, und so verwundert es nicht, dass das Wissen und die Ergebnisse der Neurowissenschaften immer häufiger literarisch verarbeitet werden. Die Stimme der Literatur in der aktuellen Geist-Gehirn-Debatte zu Gehör zu bringen, bildete das ursprüngliche Anliegen der Tagung.

In welchem Verhältnis stehen die literarischen Entwürfe zur wissenschaftlichen Wirklichkeitsauffassung, die in der Geist-Gehirn-Debatte in besonderer Weise neu virulent wird, da die materielle Basis der Persönlichkeit, das Gehirn, meistens als das „eigent-

lich Reale“ angesehen wird? Welche Erkenntnis ermöglicht die literarische Darstellung? Wie verändert neurologisches Wissen den Blick auf literarische Sprache – und umgekehrt? Wie stellt sich der Bezug zwischen Ich- und Weltkonstitution in den Neurowissenschaften und der Psychiatrie dar, wie erschließen ihn die Philosophie und die Theologie?

Sichtbar werden sollten die Verflechtungen zwischen unterschiedlichen Dimensionen von Wirklichkeit. In der Einführung (Monika Fick) sind die beteiligten Disziplinen als je eigene „Bezugssysteme“ umrissen worden, in denen Theorie, Methode, Gegenstand in wechselseitiger Abhängigkeit stehen. Auf unterschiedliche Art und Weise ist der Gegenstand „Gehirn und Mensch“ in den unterschiedlichen Bezugssystemen verortet und situiert; in jedem von ihnen erscheint ein wichtiger, grundlegender Aspekt; keines kann von sich beanspruchen, „das Ganze“ zu erfassen. Wie ergänzen sich die unterschiedlichen Perspektiven, ergibt sich das Mosaik einer umfassenderen Erkenntnis?

3. Tagungsverlauf (in systematischer Gliederung)

3.1. Selbst und Identität als Konzepte in der Neuropsychologie und der Psychiatrie: Tilo Kircher, Andreas Erfurth; wissenschaftsgeschichtliche Ergänzung: Mai Wegener.

Der Neurologe **Tilo Kircher** erläuterte, wie neurologische Korrelate für das Selbstbewusstsein gefunden werden können. Dazu entwickelte Kircher zunächst folgendes Modell von Selbstbewusstsein: Wie die qualitative Wahrnehmung (der Außenwelt), so sei auch das Selbstbewusstsein ein Konstrukt des Gehirns, dessen Konstruktcharakter dem Subjekt verborgen bleibe. Transparenz (d.h. die Illusion eines unmittelbaren Gegebenseins der Wahrnehmungsinhalte; „naiver Realismus“), Präsenz und Perspektivismus (die Notwendigkeit eines Blickwinkels, eines Trägers der Wahrnehmung) charakterisierten sowohl das Welt- als auch das Selbstkonstrukt. Um neuronale Korrelate finden zu können, müsse sodann das „Selbstbewusstsein“ so gefasst, „operationalisiert“ werden, dass sich Versuchsanordnungen ergeben. Als geeignete Kriterien bzw. operationalisierbare Konzepte erweisen sich Ich-Aktivität, das Reafferenzprinzip, sowie die *Theory of mind*. Bei der Ich-Aktivität geht es um das Gefühl, Urheber eigener Handlungen zu sein; das Reafferenzprinzip garantiere die Unterscheidung zwischen den Folgen eigener Handlungen und fremder Einflüsse (z.B. korrigiere das Gehirn die Wirkung der Augenbewegungen – das wahrgenommene Bild bleibe stabil); *Theory of mind* schließlich heißt: Sich-Hineinversetzen in die Rolle und Perspektive des anderen, Fähigkeit, dessen Intentionen und Gesichtspunkt einzunehmen. Die Spiegelneurone spielten hier eine wesentliche Rolle. Für alle drei Konzepte erläuterte Kircher die entsprechenden Versuchsanordnungen, die zum einen auf die Identifizierung neuronaler Korrelate zielten,

zum andern zur Differenzierung der Konzepte führten (vor allem beim Gefühl der Handlungsurheberschaft).

Der Vortrag machte deutlich: Wo nach neuronalen Korrelaten des (Selbst-)bewusstseins im wissenschaftlichen Experiment gesucht wird, rückt Selbstbewusstsein in die Rolle einer Theorie, eines theoretischen Modells bzw. einer Hypothese, die im Experiment verifiziert oder falsifiziert wird (Zerlegung in „operationalisierbare Konzepte“). Dabei wird einerseits ein intaktes „Selbst“ vorausgesetzt, „Identität“ der Person wird nicht weiter hinterfragt; Selbst und Identität können allenfalls in der Krankheit (z.B. Schizophrenie) zerfallen. Andererseits gelten wahrgenommene Wirklichkeit und Subjekt als „Konstrukte des Gehirns“.

Konzeptuell brachte der Vortrag des Psychiaters **Andreas Erfurth** (über affektive Störungen) keine weiteren Differenzierungen; Erfurth argumentierte von der Gleichung „Geist=Gehirn“ aus. Seine Fallbeispiele und Experimente demonstrierten immer wieder den Zusammenhang von mentaler und physiologischer Störung.

Eindrucksvoll zeigte **Mai Wegener** die historischen Dimensionen der Geist-Gehirn-Debatte auf. Im ersten Teil ihres Vortrags beleuchtete sie die Figur des psychophysischen Parallelismus um 1900. Es wurde deutlich, wie damals ähnliche Fragen wie heute gestellt wurden, was die durchgängige Korrelation des Psychischen und Physischen anbelangt. Wegener gab auch eine historische Erklärung: Die Figur des psychophysischen Parallelismus wurde in dem Moment heiß umkämpft, in dem die Neuropsychologie der eben entstandenen wissenschaftlichen Psychologie ihr Terrain streitig machte. Beide Lager konnten sich auf die Denkfigur beziehen, die das Psychische als eigenständige Parallele zum Physischen oder aber als vom Physischen abhängiges Korrelat zu fassen erlaubte. Im Raum stand die Frage, ob die heutige Geist-Gehirn-Diskussion – wir sprechen ständig von „neuronalen Korrelaten“ – ebenfalls mit Gebietsansprüchen unterschiedlicher Disziplinen (Neurowissenschaften, Philosophie, Geisteswissenschaften) zu tun haben könnte.

3.2. Selbstkonstitution, Realität, das Reale: Geert Keil (Philosophie), Ulrich Lüke (Theologie), Mai Wegener (Wissenschaftsgeschichte und Psychoanalyse).

(Wahrgenommene) Wirklichkeit, so Kircher, und das Subjekt seien Konstrukte des Gehirns. Diese Aussage unterzog **Geert Keil** in seinem Vortrag „Brionys Hand und die Libet-Experimente“ einer Revision. Im ersten Teil seines Vortrags diskutierte er das Arrangement der Libet-Experimente und wies die Schlussfolgerung zurück, diese Experimente widerlegten die Freiheit des Willens und zeigten, daß unser Freiheitsgefühl eine Selbsttäuschung sei. Wesentlich für die Tagung war der zweite Teil des Vortrags, in

dem es um das Verhältnis von Konstruktivismus und Realismus ging. Keil nahm zwei Differenzierungen vor. Zum ersten sei zu unterscheiden zwischen „Konstruktion“ und „Konstitution“. Das menschliche Erkenntnisvermögen „konstituiere“ Realität, das heißt, es bestimme etwas als etwas; „konstituieren“ sei jedoch nicht „erzeugen“. Zweitens hätten die erkenntnistheoretischen Positionen „Konstruktivismus“ und „Realismus“ nicht dasselbe Explanandum, bezögen sich auf unterschiedliche Dinge. Der Konstruktivismus zielle auf das Zustandekommen unserer Erkenntnisse, der Realismus betreffe deren Gegenstände.

Konstruktivistische und realistische Perspektiven könnten also miteinander versöhnt werden. Ein Leitfaden des gesamten Vortrags war dabei die Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Literatur – eine Unterscheidung, die mittels der Konfrontation von McEwans Roman *Atonement* mit den Libet-Experimenten veranschaulicht wurde. Wissenschaft müsse zu Aussagen gelangen, die objektivierbar und allgemeingültig seien und deshalb Wahrheit beanspruchten. Literatur dagegen verteidige das Recht der Subjektivität, die Nichteinholbarkeit der Innenperspektive („Qualia“).

Offen blieben die Fragen, in welchem Verhältnis Subjektivität und Innenperspektive zur „Realität“ und zum „Realismus“ stehen, und was die Abhängigkeit der Wirklichkeitskonstitution von materiellen Gehirnprozessen für die Erkennbarkeit der Realität im einzelnen und konkret bedeutet – oder eben auch nicht bedeuten kann.

Von der Konzeption der Tagung her hat hier die Theologie ihren Platz. Denn zum einen verbindet sich in der Gotteserfahrung die Nichteinholbarkeit der subjektiven Perspektive mit einer irreduziblen Realitätserfahrung. Gibt es hierfür eine wissenschaftliche Sprache und sei es in Form einer Kritik der wissenschaftlichen Vernunft? Zum anderen vertritt die Theologie ein Bild vom Menschen, welches weniger seine Autonomie und Selbstbestimmtheit als vielmehr seine Abhängigkeit (von der leiblichen Natur, von der göttlichen Gnade) betont. Von daher ist die Auseinandersetzung mit der Hirnforschung spannend, die die Abhängigkeit des Geistes vom Gehirn in den Vordergrund rückt. In der „Neurotheologie“, die nach neuronalen Korrelaten für mystische Erfahrungen sucht, wird offenkundig eine leib-seelische Einheit des Menschen vorausgesetzt.

Der Vortrag von **Ulrich Lüke** berührte diese Problematik, indem er zu folgender Frage vorstieß: Sind mystische Erfahrungen bloße „gehirninterne“, „endogene“ Zustände oder antworten Gehirn/Geist auf eine von außen eindringende Realität – oder aber ist die Alternative „innen“-„außen“ falsch gestellt, da es hier darum gehe, dass eine nicht subjektive Realität im Innern, in der subjektiven Erfahrung wirke. Darüber hinaus zeigte Lüke hauptsächlich die Schwierigkeiten und Defizite einer „Neurotheologie“, die sich gegenwärtig auf die Suche nach neuronalen Korrelaten gemacht habe. Hauptthema der Kritik

war die evolutionsbiologische Erklärung, in welcher religiöse „Universalien“ wie Mythos, Mystik, Ritus, Ethik auf ihren „Überlebensvorteil“ befragt und auf intellektuell unhaltbare Weise nivelliert würden.

Eine andere Realitätskonzeption kam im zweiten Teil des Vortrags von **Mai Wegener** ins Spiel. Vom Standpunkt der Psychoanalyse aus sei das Reale das, was sich der Wirklichkeitskonstruktion der Subjekte entziehe, „aus dieser gleichwohl nicht zu tilgen ist, ihr vielmehr determinierend zugrunde liegt“. Wegener zog – mit Freud – eine interessante Parallele zur sinnlichen Wahrnehmung, der das physikalische Universum als „eigentlich Reales“ ebenso verborgen sei wie das Unbewusste dem Bewusstsein. Dabei habe auch das „Unbewusste“, wiewohl von Freud als „missing link“ zwischen Körper und Psyche apostrophiert, den Geist-Gehirn-Zusammenhang nicht klären können. Während in den (Natur-)Wissenschaften Theorie und Formel darauf zielten, das Reale im Symbolischen aufzulösen, verzichte die Psychoanalyse darauf, eine allgemeine Theorie über das Verhältnis von Körper und Psyche anzubieten, um die individuellen Theorien „hörbar“ zu machen, die jedes Subjekt aus der „Not des Lebens“ heraus selbst bilden müsse.

3.3. Literarisches Bezugssystem: Yvonne Wübben, Dominik Groß

(Wissenschaftsgeschichte), Marco Schüller, Wolfgang Riedel, Monika Fick, Aris Fioretos

Lange bevor die Vorstellungen von einem selbstbestimmten, fest umrissenen Ich von den Neurowissenschaften angegriffen wurden, hat sich das Selbst in literarischen Darstellungen aufgelöst. Flüchtig, kernlos, situativ sich wandelnd, substantiell nicht fassbar, ein Spielball seiner Triebe, freier Wille schon gar keine Erfahrung mehr – so gestaltet und enttastet es sich in der Literatur seit 1900, in Schnitzlers Erzählungen und Dramen vor allem.

Yvonne Wübben nahm zum Ausgangspunkt ihrer Untersuchung die Hypnose-Experimente, für die Schnitzler ein besonderes Interesse hatte, und parallelisierte sie mit ästhetischen Verfahren in dessen Dramen (Anatol, Paracelus). Sie wertete die Parallelen auf drei Ebenen aus. Auf psychologischer Ebene gehöre die Hypnose in den Bereich: Entdeckung und Darstellung des Un- und Vorbewussten (bei Schnitzler: des Mittelbewusstseins); auf ästhetischer Ebene werde sie zum Analogon der Scheinwelt (Illusion) der Kunst; in wissenschaftshistorischer Lesart schließlich werde der dramatische Dialog zu einem Ort, nach verbesserten Methoden der hypnotischen Befragung zu suchen. Insgesamt beleuchtete der Vortrag die Frage nach dem Selbst um 1900, als die Hypnose in der Psychiatrie einen Weg eröffnete, die Vorbedingungen und Gefährdungen der Ichkonstitution auf experimentellem Weg zu erforschen. Dabei standen in diesem

Vortrag, wie auch die Diskussion verdeutlichte, weniger ästhetische als vielmehr wissenschaftsgeschichtliche Fragestellungen im Vordergrund.

In der Literatur wird die historisch bedingte Mentalität sichtbar, die den kulturellen Kontext (auch) der wissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Theorien bildet. In ihr zeigt sich, in welchem Sinn es „wert“ ist, diese Wirklichkeit, dieses Leben zu leben, wie es sich anfühlt. Das bedeutet, dass in ihr Ängste, Befürchtungen artikuliert werden, die sich zum Beispiel an die Manipulierbarkeit des Gehirns knüpfen. Diesen Zusammenhang machte der Beitrag von **Dominik Groß** exemplarisch am Beispiel der Psychochirurgie deutlich. Er untersuchte, wie die Diskussion über Lobotomie (60er und 70er Jahre) sich im Wissenschaftsjournalismus und in literarischen Darstellungen spiegelt. Er konturierte Literatur als einen „diskursiven Ort“. Aus der Patientenperspektive seien die wirkmächtigsten Romane geschrieben, Psychiatrie und Psychochirurgie (Lobotomien) erschienen als Mittel sozialer Disziplinierung und Repression oder, spiegelbildlich, als Machtinstrument der Ärzte. Signifikant sei, dass die Argumente der Operateure selbst nicht berücksichtigt würden. So mache diese Literatur die tiefen Ängste der Psychochirurgie gegenüber sichtbar und präge bis heute die Perspektive auf die Psychiatrie.

In der Diskussion wurde nach einer Präzisierung des Verhältnisses von Medizin und Literatur gefragt, da Literatur das medizinische Wissen nicht lediglich abbilde, sondern in diskursiven Strategien transformiere. Die Frage lässt sich wie folgt verdeutlichen. Dominik Groß arbeitete – aus medizinhistorischer und wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive – als literarisches Thema die Angst vor dem Eingriff in das Gehirn heraus, da materielle Veränderungen Änderungen der Persönlichkeit nach sich ziehen. Dies aber ist das gleiche Modell des psychophysischen Zusammenhangs, auf dem auch die Neurochirurgie beruht und das die Fortschritte in den Heilungsmöglichkeiten begründet. Das kritische Potential der Literatur liegt jedoch auch darin, dass sie in ihrer Darstellungsweise aufdeckt, wie Stimmungen, Mentalitäten und Bedürfnisse präformierend den Körperauffassungen vorausliegen. Literarische Darstellung erkundet den psychophysischen Zusammenhang nicht nur da, wo die materielle Basis die Persönlichkeit bestimmt, sondern auch umgekehrt da, wo das „Mentale“ auf Physis und Soma zurückwirkt – oder, genauer: wo die Erfahrung der Einheit beider in eine vorherrschende Stimmung, gefühlsmäßige Grundfärbung getaucht ist.

Hier ist der Vortrag von **Marco Schüller** angesiedelt, der eben dies in seiner Analyse von Jonathan Franzens Erfolgsroman *Die Korrekturen* herausstellte. Er zeigte, wie Selbstbestimmung und (genetische) Determination, wie Korrektur, die einen Wertmaßstab voraussetzt, und Erstarrung in entleerten Normen, befreiende Verwandlung in der Sexualität

und (determinierende) Unterwerfung unter die Triebe, Manipulation des Gehirns und die Auslieferung an Gehirnprozesse, in dem Roman nicht nur ineinandergreifen, sondern jedes dieser Momente an jeder Stelle sich in das andere verkehren kann. Das, was die „Korrektur“, die Verwandlung des heillosen Zustands der Familie, ermöglichen könnte, verhindert sie zugleich. Ebenso erweist sich das Verhältnis von Person und Krankheit (Depression) als vieldeutig: Zerstört oder enthüllt die Depression die Persönlichkeit?

Wie in der Analyse von Fioretos' Roman (Monika Fick) wurden dabei auch hier die inhaltlichen Verflechtungen als das Ergebnis literarischer Darstellungstechniken kenntlich gemacht.

Wolfgang Riedel arbeitete in seinem Vortrag über Gottfried Benn die Konfrontation zweierlei Denkweisen heraus, der rational-wissenschaftlichen und der anschaulichkünstlerischen. Das Denken in Begriffen habe (für Benn) zu der Kluft zwischen Bewusstsein und Sein geführt, die zuletzt durch die Gehirnphysiologie bestätigt worden sei („Wirklichkeit als Konstruktion des Gehirns“). Eine Alternative zu dieser Situation, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Krise und Schock erfahren worden sei, habe die zeitgenössische Mythenforschung eröffnet. In ihr habe man das Augenmerk auf das andere Wirklichkeitsverhältnis der sog. primitiven, archaischen Völker gelenkt. Benn beschreibe es in einem seiner Essays selbst: Partizipation, Teilhabe am Sein, sei der ursprüngliche Wahrnehmungsmodus gewesen, nicht begriffliche Analyse der Wirklichkeit. Auch sei dieser Wahrnehmungsmodus nicht gänzlich verloren. Denn in den unbewussten Schichten der Persönlichkeit, den Schichten des Hirnstamms, des ältesten Teils des Gehirns, sei die Erlebnisweise der archaischen Völker noch präsent – so jedenfalls zeigten es neurophysiologische Forschungen über die affektiven Zentren, die in den evolutionär ältesten Schichten des Gehirns lokalisiert worden seien, so zeigten es auch die Erkenntnisse Freuds und Jungs zum „primitiven“ bzw. kollektiven Unbewussten. So komme es in der Gegenwart lediglich darauf an, diese alten Gehirnschichten wieder zu stimulieren, um die alte Erlebnisweise, die Teilhabe am Sein, zu erneuern. Das bedeute aber nichts anderes als Regression, Ausschaltung des bewussten, rationalen Ichs, um die entsprechenden Gehirnareale zu aktivieren. Eine solche Regression suche Benn mit den Mitteln der Kunst.

Die Bilder der Poesie, welche die Gegenstände, die Dinge der Welt unmittelbar imaginierten und „vor Augen stellten“, gehörten dem archaischen, anschaulichen Denken zu. Benn steigere und verdichte die Intensität der evozierten Bilder, um die frühen Gehirnschichten der Leser zu erreichen und so zur unmittelbaren Anschauung, zur Teilhabe an den Imaginationen, zu verführen. Gleichwohl trage die bildhafte Evidenz, die Evokation der Gegenstände, illusorischen Charakter, da in der neurophysiologischen Wirklichkeit nur die endogenen chemischen und physikalischen Prozesse existierten.

Dieser Vortrag zeigte den Zusammenhang von wahrnehmendem („konstruierendem“) Organ und Konstitution von „Wirklichkeit“, indem er eine historisch bedingte Perspektive vorstellte. Eine Reibung ergibt sich zu der philosophischen Fundierung von Geert Keil. Denn Riedel geht bei der Darstellung des problemgeschichtlichen Kontextes genau von dem „Konstruktgedanken“ aus (die phänomenale Welt als Konstrukt des Gehirns), den Keil philosophisch in Frage stellt. Eine weitere Frage ist die nach der Funktion der lyrischen Sprache, die den Duktus auch der Essays von Benn bestimmt. Es wurde diskutiert, ob die lyrische Sprache nicht die Rezeption und Darstellung der wissenschaftlichen Ergebnisse prägt und steuert, also deren „Apriori“ bildet?

Auch in dem Vortrag von **Monika Fick** ging es um den Zusammenhang von Selbst- und Weltkonstitution innerhalb einer literarischen Darstellung: Aris Fioretos' Roman *Stockholm noir* (2000; dt.: *Die Seelensucherin*). Leitend ist für die Lektüre die These: Der Roman kann deshalb als Beitrag zur Bewusstseinsforschung gelten, weil in ihm ein Selbstfindungsprozess so Gestalt annimmt, dass sinnstiftende Organisation und konkrete Wahrnehmung aufs engste miteinander verflochten sind, ja, eines aus dem anderen hervorgeht.

Drei Charakteristika der Selbst- und Weltkonstitution sind hervorzuheben: der fragile Entwurfcharakter, die Verwurzelung im Unbewussten und der mit dem Selbst gesetzte Weltbezug, der einen ständigen Hunger nach Selbsterweiterung in sich schließt. Das „andere“ Selbst in Vera Grund, der Hauptfigur, ist nicht denkbar ohne die „andere“ Welt, die es eröffnet. Die Vokabeln des Textes machen dies deutlich. Vera sucht eine andere Dimension, eine andere Zeitrechnung, ein anderes Dasein, eine Parallelwelt. Das Credo des Pluralismus, dass es nicht die eigentliche Wirklichkeit gibt, sondern immer nur Wirklichkeiten, die eine bestimmte Blickrichtung voraussetzen, hat der Text zu seinem Erzählprinzip gemacht, indem ständig neue Figurenperspektiven und Wirklichkeitsausschnitte ineinandergeschoben werden.

In besonderer Weise lenkte dieser Vortrag den Blick auf die Funktion literarischer Sprache und literarischer Darstellung. Denn der Roman zeigt, wie Poesie funktioniert, indem das Wechselverhältnis von Ich- und Weltentwurf zugleich als Ergebnis der Textur, der Darstellungsweise (z.B. der komplexen Motivstruktur, die wie ein Gewebe ist), erscheint. Im Text und als Text wird die wechselseitige Abhängigkeit von Sinnkonstitution und formalen Mustern vorgeführt.

Eine Höhepunkt der Tagung waren die Lesung von **Aris Fioretos**, der aus seinem Essay *Mein schwarzer Schädel* vortrug, und seine Mitwirkung bei den Diskussionen am Samstag. So konnte die Analyse und Diskussion des Romans *Stockholm noir* im Dialog mit dem Autor geschehen. Bei der Lesung setzte sich die Macht der literarischen

Metaphorik gegen die Referenzen auf neurophysiologisches Wissen durch; so geriet sie zur eindrucksvollen Demonstration der Eigenart literarischer Verfahrensweisen und literarischer Erkenntnis.

3.4. Sprachphilosophische Grenzziehungen/Metasprachliche Reflexion: Stetter

Den literaturwissenschaftlichen Vorträgen machte **Christian Stetter** in seinen „sprachphilosophischen Reflexionen“ zum Vorwurf, dass sie bei inhaltlichen Analysen stehenblieben und die formalen Eigenschaften der Literatur nur im Rahmen des Inhalt-Form-Zusammenhangs thematisierten, also insgesamt auf der Ebene der Repräsentation, der Darstellung von Inhalten, verharrten. Mit anderen Worten: Sie beschäftigten sich nur mit den Resultaten von mentaler und neuronaler Aktivität. Damit könne jedoch keine gemeinsame Ebene mit der Neurophysiologie und Psychologie gefunden werden, weil diese sich nicht mit diesen Resultaten beschäftigten, sondern mit der neuronalen und mentalen Aktivität selbst. Analog müsse sich der literaturwissenschaftliche Blick dem zuwenden, was dem Ergebnis der Darstellung im Text vorgängig sei und zu ihr führe, das heißt, zu den syntaktischen, formalen, ästhetischen Eigenschaften, die der Text nicht repräsentiere, sondern exemplifiziere. Dabei sei die Komplexität literarischer Texte ein wichtiges Forschungsobjekt und müsse beschrieben werden. Denn da diese Komplexität ein Resultat neuronaler Aktivität sei, trage ihre Beschreibung hinwiederum wesentlich zum Verständnis der Leistungen des mind/brain bei. Die Beschreibung habe allerdings, in Abgrenzung zur repräsentationalen Ebene, mit den Mitteln einer formalen Sprache zu erfolgen. Darüber hinaus verwies Stetter auf die Abhängigkeit neurophysiologischer Versuchsanordnungen von Einsichten in die Symbolfunktion von Sprache, die in den Sprachspielen der Linguistik und Literaturwissenschaft gewonnen würden.

Auch **Mai Wegener** fasste die Sprache als „Struktur, in der sich die Ausstände, die Risse“ zeigten, die vom „Realen“ zeugten; aber für Wegener führt keine logisch-formale Sprache zu diesem „Grund“ der Generation von Sprache, sondern die psychoanalytische Theorie.

3.5. Neurolinguistik und biologische Sprachauffassung: Jäger/Fehrmann; Eibl

Im Vortrag von **Gisela Fehrmann** und **Ludwig Jäger** war die von Stetter angemahnte Verschiebung der Perspektive von der Ebene der Inhalte (z.B. Zusammenhang von „Selbst“ und „Welt“ in seiner phänomenologischen Bedeutung) zu derjenigen der erzeugenden Strukturen, Prozesse etc. (also: Entstehung, Konstruktion dieses Zusammenhangs) zu beobachten. Fehrmann/Jäger führten die Zuhörer zu den „Wurzeln“ der Sprache. Ausgehend von den wesentlichen Übereinstimmungen zwischen Laut- und Gebärden- sprache, die auch die neuronalen Korrelate betreffen, zogen sie den Schluss, dass die Lautsprache sich aus der Gebärdensprache entwickelt habe (und nicht aus akusti-

schen Äußerungen wie Rufe etc.). Diese „Sprachursprungstheorie“ ist im Kontext zweier Leit- und Zielgedanken zu sehen. Erstens: Das „Ich“ als Träger der Perspektive (Kircher), das „Ich-Konzept“ bilde sich nur durch sprachliche bzw. kommunikative Interaktion aus (Anknüpfung an Mead); und zweitens: Dieser sprachliche Prozess impliziere eine körpergebundene Zeichenaktivität.

Hier werteten Fehrmann/Jäger ihre Forschungen zur Gebärdensprache aus und zeigten zudem an Primaten, wie die Konstitution von Bedeutungen mit räumlichen Gebärden (Raumvorstellungen) ursächlich zusammenhängt. Dabei komme den Spiegelneuronen eine konstitutive Rolle zu. Der Übergang allerdings von einem triebgesteuerten Zugreifen der Hand zur Erkenntnis eines Gegenstands konnte nur festgestellt, aber nicht erklärt werden; er war in einem grenzüberschreitenden Vokabular (kognitive Akte neuronaler Korrelate) bereits vorausgesetzt bzw. impliziert.

Das Problem, das sich **Karl Eibl** stellte, war dasjenige der Realitätshaltigkeit des mentalistischen Vokabulars (z.B. „freier Wille“, „Ich“, „Gott“) und einer abstrakten Begrifflichkeit. Er argumentierte systemtheoretisch (Luhmann) und biologisch (Dawkins). Vornehmlich griff er auf pragmatische Deutungsansätze zurück, wie sie seit Nietzsche und Mach bereitgestellt werden: Das „Ich“ und das „Selbst“ seien Vergegenständlichungen und als solche ebenso real wie andere summative Vergegenständlichungen von Wahrnehmungen (z.B. Wald, Stadt etc.). Sie seien jedoch keine beliebigen Konstruktionen, sondern aus einem pragmatischen Umgang mit der Welt hervorgegangen und dienten der überlebensnotwendigen Herstellung von Konsistenz.

4. Zusammenfassung; Ergebnis

So vielfach die Berührungspunkte und Parallelen sich auf thematischer Ebene auch ausnahmen – eine gemeinsame Fragestellung, welche die Neurowissenschaften (incl. der Neurolinguistik) und die Literaturwissenschaft auf der Ebene methodischer Forschung zusammenführt, konnte noch nicht gefunden werden. Folgender Grund dafür zeichnete sich ab: Die Frage nach unterschiedlichen Wirklichkeitsdimensionen, die auf unterschiedliche Subjekte (vom Beobachter einer naturwissenschaftlichen Versuchsanordnung über den Naturfreund oder Liebenden bis hin zum Romanleser oder zum Meditierenden) bezogen sind, erwies sich als eine Frage, der bereits eine Kritik am naturwissenschaftlichen Wirklichkeitsbegriff zugrunde liegt. Gerade diese Perspektive wurde von den Neurowissenschaftlern und -linguisten nicht mitvollzogen. Methodisch fruchtbar ist auf ihrem Gebiet nur die Prämisse, dass neuronale Aktivitäten die mentalen Aktivitäten erzeugen.

Von daher gelangt man jedoch nicht zu der Ebene der Inhalte und Gegenstände, auf der die Frage nach Wirklichkeitsdimensionen angesiedelt ist. So zeigten die Vorträge, so spannend sie im Einzelnen waren, in ganz verschiedene Richtungen und blieben, als Reihe betrachtet, sehr disparat. Die unterschiedlichen Auffassungen vom psychophysischen Zusammenhang in den verschiedenen Disziplinen mit ihren je eigenen Bezugssystemen wurden nicht deutlich gegeneinander gehalten. Die Wechselabhängigkeit von Selbst- und Wirklichkeitserfahrung wurde vornehmlich auf der Ebene der Literatur thematisiert.

5. Konsequenzen: Weitere Forschungsaktivitäten

Eine Zusammenarbeit mit Neurowissenschaftlern auf der Ebene von Versuchsanordnungen mit dem Ziel, neuronale Korrelate zu suchen, erweist sich als für die Literaturwissenschaft nicht sinnvoll. Literarische Texte müssten auf eine Ebene heruntergebrochen werden, die ihrer Komplexität nicht gerecht wird. Es haben sich jedoch weiterführende Perspektiven ergeben für eine Zusammenarbeit auf der Ebene wissenschaftsgeschichtlicher und -theoretischer Reflexion. Konkretion gewinnt diese Zusammenarbeit im Rahmen des Aachener Kompetenzzentrums für Wissenschaftsgeschichte, das fast zeitgleich mit der Tagung seine Tätigkeit unter der Leitung von Dominik Groß aufnahm (2006).

Curriculum Vitae

	Geboren am 03. 04. 1958 in Würzburg
1976–1981	Studium an der Universität Würzburg; Fächer: Deutsch und Englisch/Kunstgeschichte; Auslandsemester an der State University of New York/Albany; Abschluß: Staatsexamen
1982–1984	Studium an der Universität Heidelberg; Abschluß: Promotion mit einer Arbeit über Goethes Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“
WS 1985/86 – WS 1989/90	Lehrbeauftragte an der Universität Heidelberg
1987–1990	Postdoktoranden-Stipendium (Projekt: Ricarda Huch im Rahmen ihrer Zeit)
1990–1994	Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl Kiesel (Heidelberg)
1991	Habilitation und Erteilung der Lehrbefugnis für das Fach: Deutsche Philologie: Neuere Deutsche Literatur. Habilitationsschrift: „Sinnenwelt und Weltseele. Der psychophysische Monismus in der Literatur der Jahrhundertwende“ (Buchveröffentlichung Tübingen 1993)
1994	Hochschuldozentin (Heidelberg)
WS 1996/97	Vertretung der C 3-Professur für Neuere Deutsche Literaturgeschichte an der RWTH Aachen
1997	Professorin (C 3) am Germanistischen Institut der RWTH Aachen
SS 2005	Gastprofessur an der University of Washington/Seattle (USA) (Distinguished Max Kade-Professorship)
2008–2012	Präsidentin der amerikanischen Lessing Society
Seit 2012	Geschäftsführerin der Lessing Society und Mitherausgeberin des Lessing Yearbooks



Prof. Dr. Monika Fick